Liebe Eltern, was bereut ihr rückblickend?

Wie bringt man die Mütter dazu, mehr zu arbeiten? Warum reduzieren Väter ihr Pensum nicht? Eine neue, kürzlich erschienene Studie zeigte: Es liegt nicht nur an den Finanzen. Woran also sonst? Wir haben mit Müttern und Vätern geredet, welche die intensivsten Betreuungsjahre schon hinter sich haben. Das ist ihre Bilanz.

So idyllisch sehen nicht nur Kinder die Familie, sondern auch Eltern rückblickend. Die mühsamen Details werden ausgeblendet. Bild: Getty Images

Sabine Kuster

Eins vornweg: Wenn Mütter und Väter rückblickend über die Jahre mit ihren Kindern sprechen, urteilen sie milde. Keine der befragten Eltern sagen, sie würden es heute komplett anders machen. Im Gegenteil: Jene, die 100 Prozent auswärts gearbeitet haben, sind ebenso zufrieden wie jene, die voll für die Kinder da waren. Und während die meisten Teilzeit-Mütter sagen, sie hätten mit ihren Kindern etwas verpasst, wenn sie hochprozentig ausser Haus gearbeitet hätten, sagen jene, die es gemacht haben, sie würden das nicht bereuen. So ist das meist, wenn man über Lebensentwürfe Bilanz zieht. Auch weil man nie weiss, wie sich der andere Weg angefühlt hätte. Blenden wir das also aus. Hören wir genauer hin.

— Da ist die 57-jährige Mutter, die Medizinische Praxis-Assistentin zu 30 Prozent war, während ihre drei Kinder noch minderjährig waren, wohnhaft auf dem Land. Sie sagt: «Ich genoss meine Kinder, bis ich mehr als genug hatte.»

— Da ist der 62-jährige Vater, der bis vor kurzem Vollzeit als Gymi-Lehrer arbeitete, der sagt: «Ich beneidete meine Frau nicht. Ich arbeitete sehr gerne.» Während seine Frau, 69, gelernte Kindergärtnerin sagt: «Ich hätte als junge Frau eine Stelle als Dozentin am Seminar haben können. Aber ich wollte später Kinder und beides hätte ich nicht richtig machen können.»

— Es sagt eine 54-jährige Spitex-Mitarbeiterin, die während der ersten zehn Lebensjahre ihrer Zwillinge nicht gearbeitet hat und später zu 30 Prozent: «Ganz ehrlich, 100 Prozent arbeiten möchte ich nicht, wenn ich nicht muss.» Ihr Mann, Sportjournalist, erinnert sich derweil: «Es gibt Fotos von mir aus diesen ersten Jahren, wo ich extrem k. o. aussehe.»

— Eine 60-jährige Ökonomin sagt: «Damals hat keine Kita und keine Tagesmutter Babys unter einem Jahr aufgenommen. Ich habe dann eine Nanny gefunden, die lange bei uns blieb. Wenn ich nach acht Monaten nicht wieder gearbeitet hätte, hätte ich den Job verloren. Aber ich war die erste Frau bei der Nationalbank, der es erlaubt wurde, auf 50 Prozent zu reduzieren.»

— Eine 50-jährige Mutter, deren Buben jetzt 19 und 20 Jahre alt sind, sagt: «Ich habe jetzt angefangen, mehr zu arbeiten, aber es fiel mir extrem schwer. Es war ein Angebot, ich habe es nicht gesucht. Ich habe zugesagt, damit ich nicht in ein Loch falle, wenn beide ausgezogen sind.»

— Kabarettist Bänz Friedli, 58, will schon lange vom Image des «Hausmannes der Nation» wegkommen, aber für uns zog auch er Bilanz. 60 Prozent arbeitete er zuerst, später kündete er und arbeite niederprozentig freiberuflich. Er sagt tatsächlich: «Ich bereue, dass ich nicht noch intensiver Zeit mit den Kids verbracht habe. Die Zeit ist so schnell vorbei, ich erinnere mich mit Wehmut an manches.»

— Und dann ist da Stephanie von Orelli, 57, Co-Chefärztin der Frauenklinik am Stadtspital Zürich Triemli, die selbst mit drei Kindern immer mindestens 80 Prozent arbeitete und sagt, kein Modell sei eine Garantie zum Glücklichsein. «Kinder zu haben, ist ein Fundamentalbedürfnis. Aber es muss nicht zwingend auch Basteln mit den Kindern und Haushalten beinhalten.»

Nach vielen längeren und kürzeren Gesprächen mit Müttern und Vätern schälen sich folgende Thesen heraus:

Frauen, die einen attraktiven Job haben, arbeiten mehr

Als Chefärztin ein Spital leiten oder den Menüplan für die Kinder eigenhändig zusammenstellen? Irgendwie erscheint es logisch, dass sich Stephanie von Orelli für Ersteres entschieden hat. Und auch die Ökonomin betont, eine spannende Aufgabe zu haben, sei für sie wichtig gewesen. Beide befragten Praxis-Assistentinnen sagen: «Es ist halt auch kein Job mit Aufstiegsmöglichkeiten.» Und die gelernte Kauffrau bilanziert: «Um 100 Prozent arbeiten zu wollen, müsste ich einen Job mit Berufung haben.» Bemerkenswert ist auf jeden Fall die Kindergärtnerin, die schon gar keinen sehr herausfordernden Job wählte, weil sie Kinder wollte. Sie sagt: «Wäre ich ein Mann gewesen, hätte ich ein Grafiker-Geschäft führen wollen – wie mein Vater.»

Nach den Kinderjahren haben Hausfrauen ein Problem

Eine Hausfrau mit Leib und Seele fürchtet sich vor dem Auszug der Buben: «Ja, es fühlt sich an, als ob ich jetzt meinen Job aufgäbe.» Sie wirkte im Garten, machte selber Joghurt, Brot und sogar Putzmittel. Sie schätzt, dass sie als Mutter gebraucht wurde. «Jetzt muss ich loslassen. Es ist ein extremer Wechsel.» Die Zwillingsmutter findet hingegen rückblickend, dass sie nicht komplett mit Arbeiten hätte aufhören sollen. Der Wiedereinstieg ins Berufsleben sei nach zehn Jahren extrem schwierig gewesen, sie nahm vorübergehend auch einen Telefon-Verkaufsjob an. Die Ökonomin hatte das Problem nicht, sie arbeitet heute wieder 100 Prozent.

My home ist my castle – und die Frau die Chefin

Wenn Männer weniger Familienarbeit leisten, ist das manchmal vollkommen okay für die Frauen: Die leidenschaftliche Hausfrau hätte jedenfalls nichts von ihrem Reich abgegeben wollen. Auch keine hälftige Aufteilung. «Im Haushalt weiss ich Bescheid, und ja, ich bin ein Kontrollfreak, eine extreme Planerin geworden. Dieses Durcheinander, wenn zwei sich die Aufgaben teilen, hätte ich nicht gewollt.» Die Ex-Kindergärtnerin und heutige Hortmitarbeiterin sagt, ihr Ehrgeiz seien die Kinder gewesen: «Ich wollte, dass sie gut in der Schule waren, und war betrübt, wenn es nicht so war.» Rückblickend hätte sie auch lockerer damit umgehen können.

Arbeit und Familie ist ein ständiger Spagat

Wenn Eltern zusammen mehr als 120 Prozent arbeiten, müssen sie meist auf die blank geputzte Wohnung, das stets frisch gekochte Essen verzichten. Und die Kinder auf ein selbst gebasteltes Fasnachtskostüm. Zwischen Familie und Job hin und her zu springen, finden manche Eltern anstrengender als andere. Und eine Mutter bemerkte, viel der organisatorischen Belastung bleibe doch auch heute noch an den Frauen hängen. Die Frage ist nur: Weil die Männer nicht übernehmen, oder weil die Frauen nicht loslassen wollen? Stephanie von Orelli hat vieles delegiert. Zuerst an die Kita, an eine Randstundenbetreuerin und die Putzfrau, seit dem dritten Kind an drei Tagen an die Nanny. Und sie kommt damit klar.

Frauen (und Männer) können nicht überall sein

Wenn Mütter wenig arbeiten, sind sie in der Arbeitswelt wenig präsent. Chefärztin von Orelli sagt: «Dann fehlt eine Sicht auf die Dinge von 50 Prozent der Bevölkerung. Das ist schade, denn diese Stimmen sollten auch gehört werden.» Bloss können sich weder die Väter noch die Mütter zweiteilen: Wer voll arbeitet und Kinder hat, dem bleibt nicht viel Zeit für anderes. Also vermutlich nicht für die Hortkommission, in der die Ex-Kindergärtnerin war, und nicht für den Vorstand des Berufsverbandes der medizinischen Praxisassistentinnen. Das ist nicht zu unterschätzen: Wenn die Väter ihre Pensen nicht reduzieren, die Mütter aber aufstocken, fehlen auch den Lehrpersonen helfende Hände am Sporttag oder auf der Schulreise.

Die Privilegien und die Bequemlichkeit der Mütter

Die Mutter der Zwillinge, die ihren Traumberuf nicht gefunden hatte, sagt zu ihrer Zeit als Hausfrau: «Es war auch bequem. Ich habe meinen inneren Schweinehund nicht überwunden und noch eine Ausbildung gemacht.» Auch andere Hausfrauen sagen, diese Doppelbelastung sei doch streng, und sie seien sich bewusst, dass sie extrem privilegiert seien, nicht arbeiten zu müssen. Als Luxusproblem, sich eine Diskussion überhaupt leisten zu können, ob man als Eltern arbeite oder zu Hause bleibe, empfindet es auch Stephanie von Orelli, deren Mann in Frankreich aufgewachsen ist, wo arbeitende Mütter die Norm sind.

> «Kinder haben muss nicht zwingend Basteln und Haushalten beinhalten.»

Stephanie von Orelli
Chefärztin Frauenklinik Triemli, ZH

> «Ich bereue, dass ich nicht noch mehr Zeit mit den Kids verbracht habe.»

Bänz Friedli
Autor, Kabarettist, Hausmann

Auch Väter, die Vollzeit gearbeitet haben, bereuen nichts

Während die Fast-Vollzeit-Mütter oft sagen, es hätte ihnen das Herz gebrochen, die Kinder weniger zu betreuen, sagt dies kein Elternteil, der hochprozentig arbeitet. Jedenfalls nicht in diesen Gesprächen. Die Väter führen die langen Abende an, die sie mit den Kindern verbracht haben, die Gutenachtgeschichten, die Tischgespräche, die Wochenenden, die Ferien. «Es war ein schöner Kontrast zum Arbeitsleben», sagt der Sportjournalist, und immerhin sei die Aufteilung doch fast hälftig gewesen: Acht Stunden Schlaf, acht Stunden Kinderbetreuung, acht Stunden Arbeit. Stressig sei das nicht unbedingt gewesen. Jedenfalls kein schlechter Stress. Solcher habe sich nur aus dem schlechtem Gewissen ergeben, wenn es wieder nicht zum Znacht nach Hause gereicht habe. Bänz Friedli ist skeptisch: «Wenn man mit den Kindern nur die Wochenenden verbringt, bleibt man die Ausnahmefigur für Ausnahmesituationen. Und es ist auch ungerecht, die Alltagsarbeit komplett der Partnerin zu überlassen.» Zwei Väter sagen aber, sie hätten sich auch vorstellen können, Hausmann zu sein. «Ja, er wäre der bessere Hausmann gewesen», kommentiert eine Frau, «viel gelassener als ich.»

Gesellschaftliche Vorstellungen bestimmen das Gewissen

Eine Walliser Mutter sagt: «Männer waren früher nur zum Geldverdienen da. Das war normal, wir haben es nicht hinterfragt.» Welche Aufteilung in der Kinderbetreuung grad stimmt, ist immer auch von den aktuellen gesellschaftlichen Vorstellungen abhängig. Bewegt man sich als Eltern jenseits der Norm, droht ein schlechtes Gewissen. Die Walliserin sagt, dass sie nach zehn Jahren wieder vormittags gearbeitet habe, habe ihr kein schlechtes Gewissen gemacht, aber von ihrem Umfeld habe sie Kritik einstecken müssen. Nun ist es mancherorts umgekehrt: Die Vollblut-Hausfrau sagt: «Ich bin eine aussterbende Spezies, Frauen wie ich haben heute einen schweren Stand.» Arbeitende Mütter erleben heute eher Anerkennung. Karrierefrau von Orelli sagt zum Thema «schlechtes Gewissen»: «Ich glaube nicht, dass die Kinder nachhaltig traumatisiert sind. Ja, die Trennungen morgens waren schwer. Das sind Trennungen immer, wenn man sich liebt.» Es brauche doch eben ein ganzes Dorf, um ein Kind zu erziehen.

Berufliche Flexibilität ist wichtig, damit Familie klappt

Ob Chefärztin, Sportjournalist oder Gymi-Lehrer: Alle drei Berufe lassen eine gewisse Flexibilität zu. Diese Elternteile betonen, sie hätten es sehr geschätzt, ihre Arbeit ein Stück weit dem Familienleben anzupassen zu können. Das ist aber Zufall: Sie haben die Berufe nicht mit der Überlegung gewählt, dereinst Kinder zu haben. Doch der Aspekt ist wichtig; je flexibler Arbeitgeber sind, desto eher gelingt der Spagat, zwischen Familie und Beruf. Hätte die Ökonomin nicht zeitweise ihr Pensum halbieren dürfen, würde sie als Fachkraft heute wohl in der Wirtschaft fehlen. Es geht darum, die Mütter nicht wegen 15 Jahren Betreuungszeit lebenslang von der anderen Arbeitswelt auszuschliessen.

Hausarbeit wird zu gering geschätzt

Die gelernte Kauffrau, die ganz bewusst mit der Geburt der Kinder aufhörte zu arbeiten, sagt: «Immer zu Hause zu sein, ist ein undankbarer Job, die Abwechslung fehlt und die Kinder kommentieren das Essen ja nur, wenn es ihnen nicht schmeckt.» Bänz Friedli sieht es positiver, er habe seinen Kindern so die Lust am Kochen weitergegeben. «Das ist schön zu sehen.» Und er mag selbst das Putzen: «Auch WC-Putzen und Chromstahl-Polieren kann man mit Seele füllen. Ich hasse hingegen die Buchhaltung.»

Bei den Rollenmodellen sind Eltern auch Vorbilder

Die Mutter der Chefärztin von Orelli war ebenfalls Ärztin und arbeitet morgens, wenn die Kinder in der Schule waren: Damals extrem ungewöhnlich – für die Tochter ein Vorbild. Sie habe heute spannende Diskussionen übers Arbeitsleben als Frau mit ihrer Mutter, sagt von Orelli. Und – doppeltes Glück – auch ihr Mann wurde so sozialisiert, seine Mutter war Schulleiterin.

Und was sagen die Kinder dieser Eltern?

Sie wurden nicht gefragt. Wir wollten für diesen Artikel nur wissen, wie die Bilanz der Eltern ausfällt. Die Diskussion, wie viele Tage ein Kind fremdbetreut werden kann oder soll, ob grosse Hortgruppen stressig sind oder lehrreich, ist eine andere. Denn der Partner könnte sein Pensum ja reduzieren, wenn die Partnerin ihr Pensum erhöht. Theoretisch.

Nachgefragt bei einer Entwicklungspsychologin

«Was eine gute Aufteilung ist, ist generationenabhängig»

Interview: Sabine Kuster

Niemand unter den Eltern bereut, wie die Betreuungs- und Jobzeit aufgeteilt war. Wenn rückblickend alles gut ist, warum wird dann die Aufteilung so heftig diskutiert?
Alexandra Freud: Aus der Psychologie kennen wir diesen Effekt: Das Erleben während einer Tätigkeit kann sich stark von der Beurteilung danach unterscheiden. So werden Ferien im Nachhinein deutlich positiver eingeschätzt. Ein Grund dafür ist die zeitliche Distanz, aus der man eher das erinnert, was bei dem Ereignis besonders wichtig und zentral war. Auch nach den Kinderjahren erinnert man sich an die Essenz der Zeit mit den Kindern und jener der Arbeit, nicht an nervige Kleinigkeiten. Also alles Schöne, Emotionale, das Befriedigende beider Bereiche. Wer denkt da noch an den Tag, als man tausend Dinge gleichzeitig machen musste und total gestresst war, weil man nicht wusste, wie man gleichzeitig das Kind von der Kita abholen und bei der Sitzung das eigene Projekt vorstellen sollte. Wenn das Grosse Ganze positiv war, führt dies zu einer positiven Einschätzung der Aufteilung von Beruf und Familie.

Ist also alles halb so schlimm?
Na ja, es ist dennoch ein grosses Thema, wie man nicht nur im Nachhinein alles gut gelungen sieht, sondern schon währenddessen zufrieden und nicht überlastet ist. Das ist nicht einfach. Viele Eltern erleben während der Doppelaufgabe eine hohe Belastung. Aber viele berichten auch von einer wechselseitigen Bereicherung, die auch daher rührt, dass die beiden Lebensbereiche so komplementär sind und ganz unterschiedliche Anforderungen mit sich bringen.

Haben arbeitende Eltern also eher ein ausgefüllteres Leben?
Generationen unterscheiden sich darin, was sie für eine gute zeitliche Aufteilung halten. Diese Vorstellungen bestimmen stark mit, wie zufrieden man damit ist, wie das Leben gestaltet ist. Wenn man erwartet, mindestens so viel Freizeit wie Arbeitszeit zu haben, dann ist ein Arbeitstag von acht Stunden letztlich zu lang, weil es einem nicht genauso viel Zeit mit Hobbys gestattet, wenn man auch noch den Haushalt machen muss. Wenn man die Arbeit als integralen Teil des Alltags sieht und Hobbys als netten Ausgleich, kann auch ein 10-Stunden-Arbeitstag eine gute Work-Life-Balance darstellen.

Gilt das auch für die ersten Jahre mit Kleinkindern?
Eltern mit kleinen Kindern erleben etwas mehr Konflikte zwischen Beruf und Familie, aber es ist nicht so, dass sie unbedingt eine schlechtere Balance zwischen Arbeit und dem Rest des Lebens hätten. Auch hier: Es gibt weniger Unterschiede zwischen Eltern und kinderlosen Personen, als man denkt. Kinder werden von vielen als grosse Bereicherung empfunden, aber sich um sie kümmern zu müssen, kann im Alltag auch wenig erfüllend sein, wenn man ständig aufräumen und mehrere Mahlzeiten am Tag servieren muss.

Können wir abseits der gesellschaftlichen Norm glücklich leben? Also als Hausmann, Hausfrau oder Karrieremutter?
Gesellschaftliche Normen sind auf der einen Seite mit sozialer Anerkennung verbunden, wenn man ihnen gerecht wird, und mit Missbilligung, wenn man stark von ihnen abweicht. Insofern üben sie einen grossen Einfluss darauf aus, welche Optionen wir überhaupt in Betracht ziehen, und auch, ob wir damit glücklich werden. Doch noch wichtiger sind die Normen der eigenen sozialen Gruppe. Es mag also durchaus sein, dass ein recht traditionelles Bild vorherrscht, Freunde und Familie aber grossen Wert auf die Karriere der Frau legen oder Hausmänner wunderbar finden. Es ist wahrscheinlicher, dass Personen, die in Einklang mit ihrem sozialen Umfeld leben, sich wohlfühlen. Aber man kann auch generell glücklich sein, wenn man gegen Normen verstösst, aber nach den eigenen Werten lebt.

Alexandra Freund ist Entwicklungspsychologin für Erwachsene an der Uni Zürich. Bild: zvg

Stimmt es, dass Väter weniger diese innere Zerrissenheit haben, wenn sie Kinder und Job wollen?
Entgegen dieser landläufigen Auffassung gibt es wenig empirische Evidenz, die einen Geschlechtseffekt zeigt.